Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

Tagebuch.

I.

Lorenz Diefenbach.

(Die Aristokraten. Ein Roman von L. Diefenbach. Frankfurt a/M. Sauerländer 1843.)

Diesem Namen, den wir schon auf dem Titel einer trefflichen Gedichtsammlung und unter mehreren in Zeitschriften zerstreuten Novellen gelesen haben, begegnen wir hier zum ersten Male im Gebiete des Romans. Wir haben daher versucht, uns aus dieser ersten größeren Production ein Bild von der Individualität des Schriftstellers zu entwerfen, eine Aufgabe, deren Lösung uns ziemlich leicht geworden ist. Denn selten noch haben wir ein Buch gelesen, in dem sich die Persönlichkeit seines Verfassers, sein Charakter, seine geistige Lebensweise, ja sogar äußere Erlebnisse so deutlich abspiegelten, als in diesem Roman. Man betrachte nur einmal alle Figuren desselben. Lauter liebherzige, wohlwollende, gutmüthige Menschen, mit denen es sich trefflich müßte leben lassen, wenn nur sie selbst, — wir werden auf diesen Punkt noch einmal zurückkommen — etwas mehr warmes Lebensblut in den Adern hätten. Die meisten von ihnen sind reine, makellose Tugendhelden, Himmelslichter ohne irgend einen Erdenschatten; nur wenige Personen sind blos Sonnen, d. h. Lichter, aber mit Flecken. Aber auch diese letzteren haben nur so liebenswürdige Schwächen, ihre Abweichungen von der strengen Tugendbahn sind eben so nur Folgen wahrer Liebe, daß, eingedenk der evangelischen Worte, (quoniam dilexit multum) wir auch diesen Personen ihre kleinen Fehler gern verzeihen und, da sie selbst aufrichtig die Vergangenheit bereuen, ihnen durchaus nicht gram sein können. Ist das nun nicht, da man vom Geschöpf auf seinen Schöpfer schließen darf, der beste Beweis dafür, daß der Verfasser selbst ein überaus ehrenwerther, menschenfreundlicher, weichmüthiger, im schönsten Sinne des Wortes humaner Mann ist? Weiter sodann aus den Roman-

figuren rückwärts auf den Dichter derselben schließend, erkennen wir in demselben einen jener seltenen Menschen, die wahrhaft liberal sind, d. h. die in Staat und Leben für jeden Einzelnen ein volles Maß eigenthümlicher Freiheit verlangen und nicht Allen ein und dieselbe, uniformmäßige Zwangsjacke von Freiheit aufzwingen wollen. Neben voller Würdigung der Vergangenheit und dessen, was noch aus ihr in die Gegenwart hineinragt, neben gerechter Schätzung der historischen Elemente des Staatslebens finden wir in diesem Buche stets, — ja theoretisch weitläuftiger, als selbst in einen Tendenzroman gehört, — die Forderungen der Gegenwart und Zukunft freisinnig erörtert und die Ideen des wahren, geistigen belebenden Fortschrittes warm und würdig vertreten. Und wie in politischer, so auch in andrer Beziehung erscheint uns der Verfasser dieses Buches als ein wahrhaft freier, erleuchteter Geist, der gleich fern von apathischer Indifferenz, wie von systematischer Einseitigkeit, nur den kleinen Fehler begangen hat, daß durch den Romandichter der gründliche Theologe etwas allzu stark hindurchschlägt. Mehrere zwar nur episodisch, auftretende Personen des Buches sind in ihren, vielleicht etwas zu umfangreichen Reden Repräsentanten der religiösen Contraste, Wirren und Kämpfe unsrer Zeit und was sie sagen, zeigt von einer unbefangenen, tief nachdenklichen Beschäftigung des Verfassers mit diesen Gegenständen. Was derselbe aber eben so wenig wie diese seine Berufsstudien hier verläugnet hat, das ist seine auch durch specielle Leistungen beglaubigte Kenntniß der entlegenen Thäler von „Cymru und Cernau", und ihrer noch fast urmenschlichen Bewohner. Die Scene, der wir daselbst beiwohnen, gehört zu den poetisch innigsten und anmuthigsten des Buches und versöhnt uns dadurch mit ihrer eigenen, vom Standpunkte des Ganzen aus allzu episodischen Natur. Endlich erzählt uns der Verfasser, ohne es zu wollen vielleicht, aber unabläugbar, daß, während oder kurz ehe er dieses Buch schrieb, er eine Reise durch Belgien nach London und Paris gemacht hat. Denn die Reiseeindrücke, die er freilich seinem jungen Helden zuschreibt, sind so frisch, so warm, so eigenthümlich und rein persönlich, daß man erkennt, wie sie farbenfrische Bilder einer warm empfundenen Gegenwart oder doch noch sehr nahliegenden Vergangenheit sind. Wir machen hier besonders auf die wenigen, aber inhaltschweren Seiten aufmerksam, die Paris gewidmet sind, und heben hier wieder als besonders interessant den Besuch des Pantheon hervor.

Haben wir bisher den Roman nur als ein Spiegelbild der geistigen und Gemüths-Eigenschaften seines Verfassers betrachtet und uns gefreut, in einem klaren Spiegel ein schönes Bild eines edlen Mannes zu finden, so bedauern

wir nun um so mehr, mit dem Dichter rechten zu müssen. Wir verkennen die Vorzüge seines Buches nicht; wir haben uns bei Lesung desselben oft ergriffen gefühlt von dem Hauch der Poesie, der über einzelnen Partien und Figuren desselben schwebt; wir haben uns mit ihm gern in die Einsamkeit der Waldstille verloren und haben gern unter seiner Führung dem Naturleben seine poetischen Seiten abgelauscht. Auch in der Menschen Wohnungen sind wir ihm gern gefolgt und nur selten hatten wir da Ursache, andrer Meinung als er oder seine Helden zu sein. Aber Eines hat er uns nicht gegeben, — einen Roman. Der moderne Roman soll ein von höheren Standpunkten aus, und, — wir geben es gern zu — auch für höhere Tendenzen aufgenommenes Bild des Lebens sein. Wir sollen das wahre, wirkliche Leben veredelt, verdichtet, condensirt und poetisirt, wiederfinden, das Leben mit seinen Kämpfen, seinen Leidenschaften, seinen Tugenden und seinen Lastern, das Leben mit Handlung von außen, mit Entwicklung von innen. Das aber ist uns hier nicht gegeben. Die Figuren dieses Romans sind nicht vom warmen Hauche des menschlichen Daseins belebt, ihr Herz pocht nicht lebenskräftig, ihr Blut rollt nicht heiß in ihren Adern. Sie sind nur aufgezogene und in Gang gesetzte Principien-Maschinen, die von keinem Wirbel der Leidenschaft erfaßt werden können, sondern nach unverbrüchlichen Gesetzen bewegen sie sich innerhalb ihres vorgeschriebenen Kreises. Darum erlischt auch unser Interesse an ihnen bald nach der Bekanntschaft; denn sie bleiben stets so, wie sie uns der Dichter im ersten Augenblick vorgeführt. Wohl lieben wir es im Leben des Tages, daß unsre Bekannten sich gleich bleiben; denn da ist es ein Verdienst, weil ein Kampf vorhergeht. Im Romane aber liegt uns weniger daran, ob die Personen desselben am Ende ihren Meinungen und Grundsätzen noch so treu sind, wie am Anfang oder nicht; was uns für sie interessiren kann, ist eben der Kampf, ist die Entwicklung, ist die Handlung. Und diese Elemente fehlen dem Diefenbach'schen Romane ganz. Seinen Figuren selbst hat es der Dichter von vorn herein unmöglich gemacht, durch ihr Streben und Entwickeln unsre Theilnahme in Anspruch zu nehmen; denn sie sind, — wenigstens die Hauptpersonen — vollkommen in ihrer Art. Und hätte ihnen nur der Dichter noch wenigstens andre dunklere Figuren entgegengestellt und so einen Kampf zwischen Licht und Schatten hervorgerufen. Aber nein, Alles ist à l'eau de roses gemalt; die Figuren in sich sind keiner Entwicklung fähig, die Figuren in ihren Verhältnissen zu einander können nicht in Kampf und Gegensatz gerathen, eben weil sie gar nicht in Berührung mit einander kommen. Denn die Principien, deren Vertreter sie sein sollten, discutiren in dem Romane nicht mit und gegen

sondern neben einander. Die jungen Leute dieses Buches, Udo wie Hermine, Adaline wie Reinhard, sind so verständig, so altklug, daß ihre Liebe selbst zu keinem Kampf, zu keiner Entwicklung, zu keiner Handlung führt. Man weiß, sobald man die Personen nur erst kennen gelernt, so ziemlich im Voraus, daß sie nur den Eingebungen ihres Verstandes, nicht denen des Herzens, der Leidenschaft folgen werden. Das mag sehr lobenswerth sein, ist aber gar nicht romanhaft, noch interessant.

Schließlich sei uns noch eine kurze Bemerkung über die Sprache des Buches erlaubt. Sie trägt, wie Alles in dem Roman, die Farbe der unbestreitbaren Eigenthümlichkeit des Verfassers, ist in hohem Grade correct und besitzt eben so viel Wärme der Poesie als Schärfe der Dialectik. Nur hätten wir sie etwas schmiegsamer und zuweilen minder gesucht gewünscht. Gerade bei so ehrenwerthen Versuchen, liberalere Ideen durch allgemein anziehende Gestaltung in weitern Kreisen zu verbreiten, wäre eine lebensfrischere Behandlung und eine minder theoretisirende Sprache in hohem Grade zu empfehlen. Dadurch würde der Zweck sichrer erreicht und der Leser auf anmuthigeren Wegen zu einem schönen Ziele geführt.

Hg.

II.

Aus Frankfurt.

— Juni.

Die Pfingstwoche und sohin die Frankfurter große Woche ist zu Ende. Jahr aus, Jahr ein wird in Frankfurt, dieser Stadt des Reichthums, mit einem Fleiße gearbeitet und mit einer Sorglichkeit ökonomisirt, wie kaum in einer andern Stadt. Aber zu Pfingsten hängt man die Geschäfte an den Nagel, öffnet den Geldbeutel und lebt nur dem Vergnügen nach. Zu Pfingsten werden Partien nach dem Rheine und in's Gebirge gemacht, und was in loco bleibt, denkt vor dem Donnerstage nicht an seine Berufsgeschäfte. Der erste Feiertag wird ruhig hingebracht. Des Morgens, wohl auch des Nachmittags wird in die Mainlust gegangen. Erst am 2. Feiertage beginnt das eigentliche Pfingstvergnügen. Schon in aller Frühe strömen die Massen nach dem herrlichen Buchenwalde jenseits des Mains mit Musik und Gesang, und unter den schönen Baumgruppen in der Nähe des Forsthauses wird gelagert, und ein heiteres Frühstück eingenommen. Gegen Mittag geht es nach der Stadt zurück, um gleich nach Tische in einen der freundlichen Badeorte zu reisen, an

welchen die Umgegend Frankfurts so gesegnet ist. Sonst war das Wilhelmsbad bei Hanau en vogue, jetzt aber zieht Alles nach Homburg von der Höhe. Dieses Bad hebt sich, wie bekannt, seit eine Spielbank dort etablirt ist, auf eine merkwürdige Weise. Wie groß die Frequenz der Gäste ist, mag schon daraus hervorgehen, daß die Personenpost von Frankfurt täglich acht Mal hin und zurück fährt, wobei nebenher noch eine Masse von sogenannten Stellwägen coursirt. Die Spielbankpächter Gebrüder Blanc haben für Ertheilung ihrer 30jährigen Concession(!) die Verbindlichkeit übernommen, ein prachtvolles Kurhaus, welches sammt Einrichtung wenigstens auf 300,000 fl. zu stehen kommt und demnächst vollständig eröffnet wird, herzustellen und solches nach Verlauf der 30jährigen Pachtzeit unentgeldlich an den Staat abzutreten; überdies in der Zwischenzeit aber auch noch während des ersten Decenniums jährlich 4000 fl., während des zweiten 7000 fl., während des dritten 10000 fl. Pachtzins an die Staatskasse abzuliefern*). Bei all diesen Opfern zweifelt kein Mensch daran, daß die Unternehmer aus ihrem Pacht Millionen ziehen!! Bei dem Baue dieses Kurhauses ist übrigens ein hübscher „Druckfehler" unterlaufen. Ein Münchner Architekt hatte den Plan dazu entworfen, ein Frankfurter dessen Ausführung übernommen. Nachdem der Bau aus der Erde heraus war, und der Münchner Meister zur ersten Besichtigung nach Homburg kam, zeigte sich, daß der Frankfurter Baumeister die Dimensionen nach dem Frankfurter Maße genommen, während dem Plane das baiersche Maß zu Grunde lag. Die Ausführung wurde sofort einem andern Baumeister übertragen.

Ich habe übrigens da über Homburg den Faden meines Pfingstberichtes gänzlich verloren.

Der dritte Feiertag, der sogenannte Wäldchenstag, ist der wichtigste. Wer an diesem Tage Nachmittags als Fremder hier ankäme, müßte glauben, er sei in einer verödeten Provinzialstadt. Die Straßen leer, wie ausgestorben; Alles dem Wäldchen zugeströmt, der bereits erwähnten herrlichen Waldpartie in der Nähe des Forsthauses. Schon des Morgens werden Speisen und Ge-

*) Glückliche Staatskasse von Hessen-Homburg! Glücklicher Staat, der nach Verlauf von dreißig Jahren ein baufälliges Gemäuer haben wird, welches einst sammt seiner Einrichtung 300,000 fl. gekostet hat. Nach dreißig Jahren wird es hoffentlich in Deutschland keine Staaten mehr geben, die wegen eines jährlichen Einkommens von 4 bis 10 Tausend Gulden sich zu einer privilegirten Stätte machen, in welcher der Deutsche von Ausländern geplündert wird.

— D. Red. —

tränke in großen Ladungen nach dem Wäldchen gefahren und getragen, und Plätze ausgesucht, wo man des Nachmittags zechen und jubeln kann. Vollständige Gastfreundschaft herrscht an diesem Nachmittage. Leute, mit welchen man des Jahres kaum ein Paar Worte wechselt, werden freundlich herbeigerufen, sind gern gesehene Gäste. Nicht leicht ist irgend ein Volksfest so heiter, so belebt und anziehend wie dieses. Die Hin- und Zurückreise wird zu Wasser gemacht, und die vielen vollbesetzten Nachen mit der bunten Garderobe der Ueberfahrenden gewähren einen allerliebsten Anblick. Der vierte Feiertag — in Frankfurt sind zu Pfingsten vier Feiertage — bildet die Bornheimer- und Schlußpartie. Das gute Bornheim, einst der Stapelplatz der Frankfurter Freuden, wohin Jahr aus Jahr ein gewallfahrtet wurde, ist durch die „Mainlust" und andere neue Etablissements, und vollends nun noch durch die Eisenbahn „in den Skat" gelegt. Nur dreimal im Jahre noch wird in großer Procession dahin gewallfahrtet. Am vierten Pfingstfeiertage, an der Kirchweihe und zur Herbstfeier. In diesem Jahre fiel bei dem anhaltenden Regen, welcher allgemach in Betreff der diesjährigen Erndte besorglich zu werden beginnt, die Pfingstfeier nicht gut aus, doch ließen sich die Frankfurter nicht abhalten, die Tour zu Wagen und zu Fuß in Menge dorthin zu machen.

Unser Theater, das eine Zeit lang geschlossen war, um eine höchst nöthige, nicht länger aufzuschiebende Restauration im Innern vornehmen zu können, ist am 12. Juni wieder eröffnet worden und zwar mit Kleist's „Prinz von Homburg". Die neue Decorirung des Saals erwarb sich jedoch mehr Beifall als das alte und doch so kräftige Stück, an dem die Prüderie besonders die derbe, allerdings nicht immer salonfähige Sprache zu tadeln fand. Was sollen wir erst mit Shakspeare machen, den man in England in seiner ursprünglichen kräftigen Brühe und nicht etwa erst in destillirter Uebersetzung aufführt? Die französischen Stücke nennen wir frivol, Shakspeare's Humor ist uns zu derb, wir sind doch ein heiliges, civilisirtes Volk. Die Darstellung des Prinzen von Homburg war in den Hauptrollen sehr gut, in den Nebenrollen unter aller Kritik.

Unsre Journalistik geht ihren alten Gang; die Ober-Post-Amts-Zeitung hat in neuester Zeit lobenswerthe Versuche gemacht, Originalcorrespondenzen aus den bedeutendsten Städten anzuwerben und hat auch hie und da manche gute Feder gefunden. Auch das Frankfurter Conversationsblatt scheint sich die Anfechtungen, die es Nachdrucks halber von allen Seiten zu erleiden hatte, ernstlich zu Herzen genommen zu haben. Seit dem neuen Jahre ist die löbliche Bestrebung sichtbar, nur Eigenes, Selbsterworbenes in dem Blatte zu

geben. Die Mittel, über welche der Redacteur, Herr Schuster, zu verfügen hat, sind allerdings nicht groß; der Preis des Blattes ist zu gering gestellt, um große Honorare abwerfen zu können; indessen stehen ihm manche Hilfsmittel zu Gebote, worauf andre Journale verzichten müssen. Die große Menge fremder Journale, auf welche die Thurn- und Taxis'sche Post abonnirt ist, so wie die schnelle Expedition per Post setzen die Redaction doch in den Stand, wenigstens mit Uebersetzungen aus fremden Sprachen es andern Journalen zuvorthun zu können. Dies scheint Hr. Schuster auch in letzter Zeit rüstig zu benutzen. Dies ist ein großer Fortschritt; wir wollen hoffen, daß andre noch nachkommen werden.

—h—

III.

Notizen.

— — Der neue Kampf, der sich in letzterer Zeit in Frankreich gegen die Jesuiten erhebt, ist keineswegs unbedeutend. Vor der Juli-Revolution gab es in ganz Frankreich nur 400 Brüder von der Gesellschaft Jesu, während man jetzt ihrer 900 zählt. Fast in allen Dioecesen haben sie kleine Niederlassungen, die, um nicht die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, je auf höchstens zwanzig Individuen sich beschränken. Nur in Lyon und in Paris ist diese Zahl höher. Interessant ist, was die Révue des deux mondes in ihrem neuesten Heft über die Art und Weise sagt, wie sie zu Werke gehen, um in einer Stadt sich festzusetzen. „An einem schönen Morgen kommt ein Geistlicher „an, sanft, bescheiden, einschmeichelnd und mit guten Empfehlungsschreiben „versehen. Kurz nach seiner Ankunft erbietet er sich, in der Hauptkirche der „Stadt gratis zu predigen. Den Vorstehern des Kirchspiels ist es natürlich „sehr erwünscht, einen Prediger zu finden, der keine Taxen beansprucht. Man „nimmt das Anerbieten an und später wird es erneuert, so daß der Jesuit „seinen Aufenthalt in der Stadt verlängert. Bald darauf kommt ein geistlicher Freund des Predigers an, später ein zweiter, dann ein dritter. Dann „kann man doch nicht wohl getrennt leben und man bittet den Bischof um die „Erlaubniß, sich vereinigen und eine bestimmte Kirche haben zu dürfen. Hiemit ist das Haus begründet; bald wächst es schnell in die Höhe und Nichts „vermag es fortan zu erschüttern. Diese Häuser in der Provinz correspondiren alle mit denen in Paris und alle zusammen sind in directer Verbindung mit dem General des Ordens, der in Rom seinen Sitz hat. Die Cor-

„respondenz dieser Ordensbrüder ist auf eine wahrhaft wunderbare Weise or„ganisirt. Ihr Hauptzweck besteht darin, dem Ordensgeneral alle möglichen „Aufschlüsse und Notizen zu senden, die dem Orden von Nutzen sein können. „Es befinden sich in dem Centralhaus zu Rom ungeheure Register, worin die „Namen aller Jesuiten, ihrer Anhänger und überhaupt aller Personen, mit „denen sie zu thun haben, Freunde wie Feinde, figuriren. In diesen Registern „wird ohne Leidenschaft, mit der größten Unparteilichkeit Alles aufgezeichnet, „was sich auf das Leben dieser Personen bezieht. Es ist wohl die größte „Sammlung von Biographien, die je gemacht worden, seitdem die Welt steht; „und diese Biographien sind wahr, denn sie haben die Bestimmung, nützlich zu „sein. Die verborgenste Schwäche eines Staatsmannes wird eben so sorgfäl„tig aufgezeichnet, wie der leichtsinnige Fehltritt einer Frau. Hat man nun „nöthig, auf irgend ein Individuum einzuwirken, so öffnet man das Register „und findet darin seine Fehler, seine Vorzüge, seinen Lebenslauf, seine Familie, „seine Pläne, seine Hoffnungen und seine geheimsten Beziehungen." Diese Art Polizei, welche die ganze Welt umfaßt, ist eben so großartig, als gefährlich, und wir möchten sagen unglaublich, wenn es nicht die ernste und ernsthafteste unter den Revuen Frankreichs wäre, die dies berichtet. Den Deutschen erinnert übrigens diese Schilderung sofort an die Worte, die unser Dichter seinen Groß-Inquisitor sagen läßt:

— — — Sein Leben
Liegt angefangen und beschlossen in
Der Santa Casa heiligen Registern.
— — Das Seil, an dem
Er flatterte, war lang, doch unzerreißbar.
Wo er sein mochte, war ich auch.

— — Die Rheinländer wehren sich gegen die Einführung des projectirten neuen Strafgesetzbuches mit einem Feuer und einer Einstimmigkeit, die die Regierung unmöglich unberücksichtigt lassen kann. Wie sehr das Volk daran Antheil nimmt, zeigte sich bei dem bekannten Vorfall im Theater, während der Aufführung des Don Juan auf eine unzweideutige Weise. Die Presse benimmt sich in dieser Sache mit Ernst und Würde. So gab die Cölnische Zeitung zu einer ihrer letzten Nummern eine „Außerordentliche Beilage" von zwei Bogen klein Folio, in welcher ein rheinischer Rechtsgelehrter mit Ruhe und Gründlichkeit in einer überaus populären Schreibweise den neuen Entwurf beleuchtet.

— — Man ist in der Regel gewöhnt, Oesterreich als in Allem hinter Preußen zurückstehend zu schildern. Bei den Debatten, die in diesem Augen-

blick über das neue preußische Strafgesetzbuch stattfinden, ist es gewiß interessant, einen Blick auf das österreichische Strafgesetz zu werfen. Die eben erwähnte Beilage zur Cölnischen Zeitung sagt darüber Folgendes: „Im Jahre „1803 war in den österreichischen Staaten ein neues Strafgesetzbuch erschienen, „welches sich durch seine Kürze und Einfachheit eben so sehr, wie durch Zu„lassung von Milderungsgründen auf das Vortheilhafteste auszeichnet. Das„selbe besteht aus 210 Paragraphen; es vermeidet jede wissenschaftliche Defi„nition, Eintheilung und Abstufung der verbrecherischen Handlungen; die „Handlungen, durch welche das Verbrechen verübt wird, werden einfach be„zeichnet; nur ein Paragraph handelt von der Strafbarkeit des Versuches, „eben so nur ein Paragraph über die Mitschuldigen und Theilnehmer an „Verbrechen; die Anwendung der einfachen Bestimmungen dieses Gesetzbuches „ist der Weisheit der Gerichte überlassen, welchen ein angemessener Spielraum „zum Maximum und Minimum der Strafen gegeben ist; in allen Straffällen „bis zu zwanzig Jahren Kerker läßt das Gesetz Milderungsgründe zu, so daß „die Strafe bis auf ein Viertel, respective ein Fünftel des gesetzlichen Maßes „gelindert werden kann. Dieses Gesetzbuch steht noch heute als ein anerkannt „musterhaftes da, und wie durchaus praktisch es sich bewährt hat, beweisen „die wenigen ergänzenden Bestimmungen, welche der Gesetzgeber für nothwen„dig hielt.“ Dieses Lob ist an dieser Stelle der Parteilichkeit sicher nicht verdächtig. Man beschäftigt sich übrigens in Oesterreich, trotz der Vortrefflichkeit des bestehenden Gesetzbuchs, noch mit einer Vervollkommnung und man folgt daselbst den Debatten in den deutschen Ständeversammlungen über diesen Gegenstand mit großer Theilnahme und Aufmerksamkeit.

—— Nach dem Leipziger Literatenverein soll man sich von Berlin aus sehr angelegentlich erst bei der Universität und dann beim sächs. Ministerium erkundigt haben. Letzteres antwortete, der Verein befinde sich wohl, sei aber ganz gesetzlich, obgleich die Mitglieder desselben lebhaft die Preßfreiheit zu wünschen scheinen. Solch ein Wunsch ist hoffentlich noch erlaubt? Uebrigens begreifen wir nicht, was man einer Gesellschaft anhaben könnte, die sich lediglich mit den äußerlichen und materiellen Lebensbedingungen der Literatur beschäftigt, mit Petitionen gegen den Nachdruck, mit der Stellung des Literaten zum Buchhändler u. s. w.? Die nicht einmal über Literatur im geistigen Sinne, geschweige über Politik und Religion discutirt? Und wenn wirklich 20 — 30 Schriftsteller bei dunkler Nachtzeit in den Rheinischen Hof gingen, mit der verbrecherischen Absicht, bei einem Glase Bier oder Wein über O'Connell und Peel, Hengstenberg und Mehemed Ali zu plaudern? Der Verein ist nur zu

unschuldig daran, wir versichern, aber setzen wir den Fall, es wäre so, die Gesetze eines constitutionellen Landes können dies nicht verbieten. Wir glauben also, jene Erkundigung rührt vielleicht daher, daß eine oder die andere hohe und geistreiche Person in Berlin sich in den Literatenverein aufnehmen lassen will und wissen möchte, ob die Gesellschaft auch anständig ist. Vielleicht auch hat der König von Preußen von dem Unterstützungsfond für hilfsbedürftige Schriftsteller gehört, den der Verein begründet, und da er einen ähnlichen britischen Fond (die Literary-Fund-Society) mit einem ansehnlichen Geschenk bedachte, will er vielleicht als patriotischer Mäcen auch zu dem deutschen sein Schärflein beitragen!? —

— — So eben erfahren wir, daß das witzige Blättchen „Locomotive" von Held, welches über 12,000 Abonnenten hatte, durch Concessionsentziehung zum Schweigen gebracht ist —!

— — Man erinnert sich wohl noch, welches Aufsehen Willibald Alexis mit seinem Roman Walladmor machte, in welchem die Darstellungsweise Walter Scott's auf eine wahrhaft bewunderungswürdige Art nachgebildet ist. Einen ähnlichen Versuch machte nun ein Pariser Autor mit den Romanen Aimé Verd und Allan Cameron; im ersteren wird Quentin Durward, in letzterem Woodstock nachgeahmt. Beide Romane wurden von dem Verleger als hinterlassene Werke des großen britischen Dichters angekündigt. Diese beiden schülerhaften Producte stehen jedoch nicht nur tief an Werth unter der kunstvollen Copie unseres deutschen Landsmannes, sondern ihr Zweck ist eben um so viel niedriger, als ihr Inhalt. Während Willibald Alexis seinen Walladmor bei Lebenszeit Scott's herausgab und mit demselben blos ein künstlerisches Spiel, einen literarischen Maskenscherz vorhatte, beabsichtigten der pariser Autor und Verleger nur eine Geldspeculation, eine Mystification des kaufenden Publikums, die einem Betruge sehr ähnlich sieht.

— — Mancher deutschen Schauspielerin mag der Mund wässerig werden, wenn sie hört, wie die Rachel trotz des Kreuzfeuers, welches Jules Janin in dem Journal des Debats und die kleinen Kritiker in dem Charivari gegen sie unterhalten, dennoch von einem Triumphe zum andern geht. In diesem Augenblicke spielt die Rachel in Marseille. Am Tage ihrer Ankunft ritt eine Cavalcade von 200 jungen Leuten aus den ersten Familien der Stadt ihr entgegen, um sie feierlich einzuholen. Zufällig fuhr jedoch die Schauspielerin auf einem andern Wege in die Stadt und die jungen Reiter hatten ihre Hul-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

digung nicht anbringen können. Statt darüber die gute Laune zu verlieren, recrutirte man Musiker zu einer Serenade und am folgenden Abende fanden sich alle Harmoniemusik-Banden der Stadt vereint zu einem großen Ständchen unter den Fenstern der Künstlerin ein.

— — Was werden die 150 deutschen Dichter, die im vorigen Jahre für den Spottpreis, den die Berliner Hofbühne für das beste deutsche Lustspiel aussetzte, zu concurriren sich die Mühe gaben, zu dem Aufruf sagen, den der Director des Hay-Market Theaters, Herr Webster, in diesem Augenblick in den englischen Journalen ergehen läßt? Fünfhundert Pfund Sterling für ein gutes Lustspiel in englischer Sprache, das englische Sitten schildert. Dreitausend Einhundert Thaler! Vielleicht concurriren die Herren mit, das würde doch wenigstens die Mühe lohnen. Zwar wissen wir wohl, daß der deutsche Dichter nicht das Geld vor Augen hat, wenn er der Muse huldigt. Aber hier ist noch ein andrer Vortheil im Spiele. Englische Sitten zu schildern würde die großmüthige Censur uns volle Freiheit geben, nur bei deutschen Sittenschilderungen gibt sie uns Zaum und Gebiß. Vielleicht schreibt Ihr englische Lustspiele, Ihr eingeschüchterten deutschen Poeten? Wie Schade, daß die Herren Altenhöfer in Augsburg, Kottenkamp in Stuttgart, Seyffarth in Dresden, welche England kennen trotz einem gebornen Briten, keine Lustspieldichter sind — am Ende würde es uns leichter, den Preis in London als in Berlin zu gewinnen.

— — Tra los montes ist der Titel eines sehr hübschen Buches über Spanien, welches Theophile Gautier so eben herausgegeben hat. Die Bruchstücke desselben sind in den Journalen und Revuen schon längst erschienen; ein großer Theil desselben jedoch ist neu. Pikant ist fast Alles, ob aber auch wahr? Die Frauen, heißt es in dem Buche, verstehen es nicht mehr, die spanische Tracht zu tragen, und verstehen es noch nicht, sich nach französischer Mode zu kleiden. Sie tanzen noch weniger, als die vornehmen Pariserinnen, weil sie sich vor der Beschuldigung fürchten, als tanzten sie Boleros, Fandangos und Cachuchas. In ihren Haushaltungen führen sie das Scepter und genießen daselbst eine weit größere Freiheit, als in Frankreich; die Ehemänner sind wunderbar civilisirt und können mit den gutmüthigsten, prädestinirtesten Pariser Ehemännern um die Palme ringen. Von jener alten spanischen Eifersucht, welche zu so vielen Dramen und Melodramen den Stoff hergegeben hat, sieht man keine Spur mehr. Was die Nationaltänze betrifft, so erklärt der Verfasser, er habe sie in Vittoria und Burgos, in Valladolid und sogar in Ma-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

drid vergebens gesucht; nur in Malaga sei er von dem dortigen Localtanz, der Malaguena, einigermaßen enthusiasmirt worden. Die Theater sind in ganz Spanien fast gänzlich verlassen. Der einst so reiche Strom des spanischen Dramas scheint unwiderruflich ausgetrocknet; und doch floß nie ein Strom in reicheren Wellen und in einem breiteren Bette, und keine Nation hat Beispiele einer wunderbareren, unerschöpflicheren Fruchtbarkeit aufzuweisen. Die Lope de Vega, Lope de Runda, Montalban, Guevara, Quevedo, Tirso, Rojas, Moreto, Guilhem de Castro, Diamante etc., alle diese Dichter, die Spanien mit ihren Stücken gleichsam überschwemmt haben, sind vergessen. Man führt nur noch Uebersetzungen aus dem Französischen auf. Vor einigen Jahren wurden diese stets als Scribe'sches Eigenthum ausgegeben; jetzt ist Frederic Soulié in der Mode und er muß für alle und jede Stücke, deren sich die französischen Bühnen schuldig machen, seinen Namen hergeben. — Nur eine von den Eigenthümlichkeiten des spanischen Lebens ist noch nicht verschwunden und das ist ein Glück, denn sonst würde eine Reise nach Spanien auch gar nichts Neues darbieten. Was geblieben ist, sind die Räuber. Am Tage, ehe der Verfasser in Madrid anlangte, war der Postwagen von Sevilla angehalten worden. Die Räuber theilten die Beute unter einander und schickten sich eben an, ihre Gefangenen in die Gebirge mit sich fortzuführen, um ihren Familien ein Lösegeld abzupressen, — da kam eine andre Bande, die zahlreicher als die erste war, diese daher durchprügelte, ihr ihre Gefangenen stahl und diese nun wirklich in ihre Gebirge fortführte. „Aber," sagte einer der Räuber, „unser Gewerbe ist zu Grunde gerichtet; die Reisenden, welche im „Voraus sicher sind, daß man sie plündern wird, nehmen nur das Allernöthigste „mit sich, und wenn man sie in die Gefangenschaft fortführt, — nun, die „Verwandten sind heutzutage im Allgemeinen so hartherzig, daß sie sich nicht „entschließen können, eine anständige Summe zu zahlen, so daß uns unsere „Gefangenen noch die Nahrung kosten, die wir ihnen geben müssen, während „wir nach zwei bis drei Monaten auch noch genöthigt sind, eine Ladung Pul„ver und Blei ihnen in den Kopf zu jagen; und das ist doch immer unange„nehm, wenn man sich an die Personen erst einmal gewöhnt hat."